

## Im vertrauten Daheim sterben

In Horgen können Senioren bis zum Tod in der eigenen Wohnung bleiben

Für viele Senioren, die auf stationäre Pflege angewiesen sind, führt kein Weg am Pflegeheim vorbei. Das könnte sich künftig ändern. In Horgen stösst ein neues Betriebsmodell - schweizweit ein Pionierprojekt - auf rege Nachfrage.



Kein Umzug ins Pflegeheim: Gertrud Messerli kann bei Bedarf jederzeit Hilfe in ihrer Wohnung anfordern. (Simon Tanner)

*Susanna Ellner.* Der Glaskeramikerherd ist auf Hochglanz gebracht, das Parkett erstrahlt frisch poliert, und auf dem Esstisch liegen bunte Ahornblätter zum Trocknen. Mit diesen werde sie im Laufe des Tages das Wohnzimmer dekorieren, sagt Gertrud Messerli. Die freundliche Seniorin wird in ihrer Wohnung wohl demnächst Besuch empfangen, denkt man. Doch es wird niemand kommen. Seit dem Tod ihres Mannes hat die 89-Jährige nur noch selten Gäste. Allein fühlt sie sich trotzdem nicht – für sozialen Kontakt sorgen die Gespräche mit den älteren Nachbarn im Wohnhaus. Und sollten Messerlis Kräfte einmal nicht mehr zum Putzen oder für andere Haushaltsarbeiten reichen, weiss sie: Hilfe wird sie von einem Tag auf den andern bekommen. Bei einer starken Pflegebedürftigkeit wäre das Fachpersonal gar sogleich zur Stelle.

## Wohnung statt Einzelzimmer

Seit fünf Jahren wohnt die Rentnerin in einer der 59 Alterswohnungen der privaten Stapfer-Stiftung in Horgen, die im Kanton Zürich ihresgleichen suchen. «Wir verfügen über dasselbe Dienstleistungsangebot wie ein Alters- oder Pflegeheim, nur leben die Bewohner in ihrer eigenen Wohnung», sagt Geschäftsleiter Tom Bättig. Bis 2008 führte die Stiftung die Liegenschaft als herkömmliches Heim, mit dem Umbau im Jahr 2011 entschloss man sich jedoch, neue Strukturen zu verwirklichen. Aus den Einzelzimmern sind 2- bis 3,5-Zimmer-Wohnungen geworden, mit Küche, Wohnzimmer, Dusche und Toilette. Ziehen die Bewohner ein, finden sie eine leere Wohnung vor, die sie mit ihrem eigenen Mobiliar ausstatten und in der sie weiterhin selbständig ihren Tagesablauf bestimmen können. Manch eine Person braucht zum Zeitpunkt ihres Eintritts denn auch weder Betreuung noch Pflege – doch sie verfügt über die Gewissheit, dass sie solche Dienstleistungen jederzeit in Anspruch nehmen kann, sobald dies erforderlich würde. Auch bei Paaren, die rund die Hälfte der

Wohnungen belegen, ist dieses Konzept sehr beliebt: Wird einer von beiden pflegebedürftig, ist dies nicht automatisch mit einer Trennung und dem Umzug ins Pflegeheim verbunden – die stationäre Pflege findet dann in der vertrauten Wohnung statt, bis zum Tod.

### **Wünsche der Babyboomer**

«Mit einem solchen Betriebsmodell gehört die Stapfer-Stiftung zu den Pionieren in der Schweiz», sagt Markus Leser von Curaviva, dem Schweizerischen Dachverband für Heime und Institutionen. Und vor allem: Sie entspricht den Wünschen der ins Alter kommenden Babyboomer-Generation. «Alle älteren Menschen wollen heute ihre individuelle Lebensqualität in der angestammten Wohnung beibehalten», sagt Leser. Erschwerend sei nun aber, dass diese Ansprüche auf unterschiedliche Finanzierungssysteme in der Langzeitpflege treffen. Mit diesem Problem war auch die Stapfer-Stiftung konfrontiert. «Es war ein jahrelanger Kampf, eine Betriebsbewilligung zu erhalten», sagt Geschäftsleiter Tom Bättig. Denn die Finanzierungen für die ambulanten und stationären Leistungserbringer (wie Spitex und Pflegeheime) sind verschieden geregelt. Für Leser von Curaviva ist klar, dass der Grundsatz «Ambulant vor stationär» nicht mehr zukunftsorientiert ist. Er plädiert deshalb für einen einfacheren Übergang zwischen den unterschiedlichen Finanzierungssystemen. Die kantonale Gesundheitsdirektion prüfe solche «Kombiprojekte» wie etwa in Horgen denn auch durchaus wohlwollend, sagt Kathrin Müller-Coray, Leiterin Abteilung Gesundheitsberufe und Bewilligungen. «Die gesetzlichen Mindestvorgaben müssen aber auf jeden Fall erfüllt sein.» Nicht zuletzt gehe es um die Sicherheit der Bewohner. So erfordert eine stationäre Bewilligung unter anderem die Anwesenheit von Pflege- und Betreuungspersonal rund um die Uhr, die Entsorgung der Exkremente nach Hygienerichtlinien und das Vorhandensein eines Stationszimmers für die Pflegefachleute. Und wenn, wie im Fall von Horgen, zu Beginn nicht sämtliche Infrastruktur – wie etwa Pflegebetten – vorhanden ist, muss der Betreiber für diese aufkommen und sie zur Verfügung stellen, sobald dies erforderlich wird. «Gerade bei gemeindeeigenen Institutionen stellt sich da die Frage der Wirtschaftlichkeit», sagt Müller-Coray.

### **Lange Warteliste**

Für die Stapfer-Stiftung geht die Rechnung bis anhin auf. Und auch die Wohnungen können sich sowohl finanziell besser- als auch schlechtergestellte Personen leisten, da vier Fünftel der Wohnungen mit Ergänzungsleistungen finanzierbar sind. Für Sorgenfalten sorgt bei Geschäftsleiter Tom Bättig nur ein Punkt: die lange Warteliste. Über 300 Personen sind derzeit eingeschrieben, bei 15 Interessenten besteht gar eine Dringlichkeit für eine sofortige Aufnahme. Ihre Aussichten, in absehbarer Zeit eine Wohnung zu ergattern, sind gering. Im laufenden Jahr gab es gerade einmal vier Todesfälle, wobei nur zwei Wohnungen frei wurden. Auch bleiben die Bewohner dank dem relativ frühen Eintrittsalter ab 65 über Jahre wohnhaft und oft – wie eben vorgesehen – bis zum Tod. Markus Leser sieht deshalb die Gemeinden in der Pflicht. «Gerade bei Um- und Neubauten muss man sich genau überlegen, welches Konzept zukunftstauglich ist», sagt der Fachbereichsleiter für das Alter von Curaviva. Damit die eigenen vier Wände auch künftig zu hoher Lebensqualität beitragen, müsse die gesamte Wohnumgebung angepasst werden.

Gertrud Messerli hatte Glück. «Ohne meinen Mann wäre ich jetzt nicht hier», sagt sie dankbar. Er habe sie damals zur Stapfer-Stiftung «geschleppt» und darauf bestanden, eine Anmeldung zu machen, wo sie doch überhaupt keine Dringlichkeit dafür gesehen hatte. «Als hätte er es gewusst», meint Messerli nachdenklich. Zwei Monate nachdem die Anmeldung deponiert worden war, ist ihr Mann unerwartet verstorben.

## **Die Kosten in den Pflegeheimen steigen**

Für die Langzeitpflege steigen die Kosten stetig. Das liegt aber nicht nur daran, dass der Anteil älterer Menschen wächst. Laut einer kürzlich veröffentlichten Studie des Heimverbands Curaviva haben im Kanton Zürich die Unterbringungstage zwischen 2011 und 2014 im Schnitt nur um 1 Prozent pro Jahr zugenommen. Die Kosten pro Aufenthaltstag stiegen hingegen weit stärker: Zwischen 2011 und 2014 waren es jährlich 2,35 Prozent, zwischen 2014 und 2015 gar 2,6 Prozent – national beträgt die Steigerung lediglich 1,5 Prozent. Auf Anregung der Gesundheitsdirektion hat Curaviva in einer Studie nach den Gründen für das Wachstum gesucht. Insgesamt zählt die Studie deren zehn auf, einige stechen aber besonders hervor: So wurden die Heime in den letzten Jahren kräftig ausgebaut, von 17 100 Betten im Jahr 2011 auf heute knapp 18 200 Betten. Weil gleichzeitig die Zahl der Bewohner weniger stark zugenommen hat, ist die Auslastung deutlich gesunken von 96,2 Prozent (2011) auf 92,3 Prozent (2014). Curaviva geht davon aus, dass die Auslastung weiter sinken wird. Ein zweiter Punkt sind die gestiegenen Personalausgaben. Die Knappheit beim diplomierten Fachpersonal habe zu Lohnsteigerungen geführt, aber auch zu einer höheren Fluktuation, heisst es in der Studie. Zudem hat der Personalbestand über alle Bereiche deutlich zugenommen, von 12 800 (2011) auf 14 700 Vollzeitstellen. Als weitere Kostentreiber macht die Studie die Verlagerung von Aufgaben der Spitäler auf die Heime, vermehrte Kurzaufenthalte sowie hohe Regulierungsdichte und zunehmenden administrativen Aufwand aus.